

# GOTTESDIENST VOM 1. MÄRZ 2020 IN SAATLEN

*Predigttext:* Mk 7,24–30

## LESUNG

**Mk 7,24–30** **24** Von dort aber brach er auf und begab sich in das Gebiet von Tyrus. Und er ging in ein Haus hinein und wollte, dass niemand es erfahre. Doch er konnte nicht verborgen bleiben, **25** sondern sogleich hörte eine Frau von ihm, deren Töchterchen einen unreinen Geist hatte. Die kam und warf sich ihm zu Füßen. **26** Die Frau aber war Griechin, Syrophönizierin von Herkunft. Und sie bat ihn, den Dämon aus ihrer Tochter auszutreiben. **27** Da sagte er zu ihr: Lass zuerst die Kinder satt werden, denn es ist nicht recht, den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden hinzuwerfen. **28** Sie aber entgegnet ihm und sagt: Herr, die Hunde unter dem Tisch fressen ja ohnehin von dem, was die Kinder fallen lassen. **29** Und er sagte zu ihr: Um dieses Wortes willen geh, der Dämon ist aus deiner Tochter ausgefahren. **30** Da ging sie nach Hause und fand das Kind auf dem Bett liegen, und der Dämon war ausgefahren.

## PREDIGT

Da kommt, liebe Gemeinde, zu Jesus eine verzweifelte Mutter: Ihre kleine Tochter wird von einem Dämon gequält, ist schwer krank. Welche Krankheit es genau ist, wissen wir nicht, doch sie leidet zweifellos. Mutter und Töchterchen sind keine Jüdinnen wie Jesus, sondern Griechinnen. Die Mutter glaubt also nicht an denselben Gott, und dennoch vertraut sie Jesus. Sie wirft sich ihm zu Füßen und bittet ihn so, am Boden, um Heilung für ihre Tochter.

Und Jesus, die Frau vor ihm auf dem Boden, sagt zu ihr: «Lass zuerst die Kinder satt werden, denn es ist nicht recht,

den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden hinzuwerfen.»

Unwillkürlich zucken wir zusammen: Jesus, der doch seit seinem ersten Auftritt Kranke heilt, unabhängig, wer sie sind, Hungernden Brot reicht und deutlich sagt, nicht die Gesunden bräuchten den Arzt, sondern die Kranken, dieser Jesus erwidert einer verzweifelten Frau, die um Heilung ihrer Tochter bittet, es sei nicht recht, das Brot den Hunden hinzuwerfen. Wie können wir solch einen Satz aus Jesu Mund verstehen?

Wenn ich allerdings an einzelne Geschichten zurückdenke, die wir im Markusevangelium bereits gestreift haben, dann scheint mir, dass dieser Jesus halt ganz gerne provoziert.

Als er mit seinen Jüngern an einem Sabbat durch die Kornfelder zieht, rupfen sie Ähren ab – ohne wirkliche Not. Sie sterben nicht vor Hunger. Oder der Mann mit der verkümmerten Hand, den Jesus ausgerechnet an einem Sabbat heilen muss. Herausfordernd fragt Jesus in die Runde: «Ist es erlaubt, am Sabbat *Gutes* zu tun oder *Böses* zu tun, Leben zu retten oder zu vernichten?»

Jesus liebt die Provokation, aber nicht um ihrer selbst willen. Er zielt darauf ab, mit seinen scharfzüngigen Sprüchen eine Debatte zu eröffnen, Fragen zu stellen und Antworten zu erproben.

Was also will Jesus in unserer Szene erreichen?

Ich stelle sie mir nochmals vor: Die Frau, am Boden zu den Füßen von Jesus, bittet um Heilung ihrer Tochter. Jesus schaut auf sie herab und sagt: «Lass zuerst die Kinder satt werden, denn es ist nicht recht, den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden hinzuwerfen.»

Vielleicht hat Jesus diesen schroffen Spruch «es ist nicht recht, den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden hinzuwerfen» bereits öfters gehört, in der Stadt oder auf dem Land, von Leuten, die gegen die Heiden, die Falschgläubigen, die Ausländerinnen polemisieren und über sie schimpfen.

Und jetzt, in dieser konkreten Situation, die verzweifelte Frau vor sich am Boden, da stellt er nun diesen Spruch gewissermassen auf die Probe – im Sinne von: Spielen wir es doch einmal durch, wie recht es denn ist, den Kindern das Brot zu lassen und es nicht den Hunden hinzuwerfen.

Und die Frau spielt mit. Ihr Vertrauen in Jesus, den sie mit «Herr», Höchster, anspricht, ist so gross, dass sie zu ahnen scheint, dass Jesus nicht sie als Hündin beschimpft, sondern dass er diesen Spruch von den Kindern und den Hunden ad absurdum führen will. Die Frau spielt mit und antwortet ungemein schlagfertig.

«Die Hunde unter dem Tisch fressen ja ohnehin von dem, was die Kinder fallen lassen.»

Die syrophönizische Frau vertraut darauf, dass Gottes Erbarmen, um das sie bittet, in solch einem Reichtum und Übermass fliesst, dass es für alle reicht; da wird niemandem etwas weggenommen.

Es ist kein Zufall, dass auf diese Geschichte im Markusevangelium nach einer weiteren Heilungserzählung die Erzählung von der Speisung der Viertausend folgt. Mit sieben Broten macht Jesus die riesige Menschenmenge satt, und es bleiben danach sogar sieben Körbe voller Brocken übrig. Gottes Barmherzigkeit, wie Jesus sie zu den Menschen trägt, ist überbordend, seine Liebe grenzenlos. Absurd wäre es, diese

Liebe einzugrenzen und sie Menschen, die dem falschen Volk angehören, vorzuenthalten.

Szenenwechsel: «Brot für alle» heisst unser Hilfswerk, das letztes Jahr sein 50jähriges Bestehen feierte und das heute zusammen mit den katholischen und christkatholischen Partnerwerken in der Passionszeit jeweils eine Kampagne lanciert und auf Ungerechtigkeiten in unseren Beziehungen zu Ländern des Südens aufmerksam macht.

«Brot für Brüder» hiess das Werk, daran erinnern sich die meisten von Euch bestimmt noch, bis 1990. Dann aber protestierten die Frauen: «Brot für Brüder und Brösmeli fürs Schwöschterli», spotteten sie. Eine deutliche Referenz an unsere Geschichte aus dem Markusevangelium. Und heute setzt das Hilfswerk in seinen Projekten sehr oft auf Frauen als Partnerinnen.

Die diesjährige Kampagne lautet «gemeinsam für eine Landwirtschaft, die unsere Zukunft sichert». Der Kampagne geht es um Nahrungssicherheit, die stark vom Saatgut und unserem Umgang mit diesem abhängt. Über 10'000 Jahre hinweg wurde das Saatgut dieser Welt von Bäuerinnen und Bauern entwickelt und gepflegt. Die Pflege des Saatguts brachte Gemeinschaften hervor, Kulturen und Traditionen. Kein Zufall, dass auch Jesus in vielen Gleichnissen vom Säen und von Samen spricht.

Dann, in der Mitte des letzten Jahrhunderts, entstanden in den USA geistige Eigentumsrechte an Saatgut. Eine Handvoll Unternehmen erlangte die Kontrolle über diesen Markt, und heute kontrollieren weltweit drei Unternehmen mehr als die Hälfte des kommerziell genutzten Saatguts. Syngenta, das drittgrösste Saatgutunternehmen weltweit, hat seinen Sitz in der Schweiz.

In diesem kurzen Zeitraum von nicht einmal einem Jahrhundert gingen drei Viertel der Saatgutvielfalt verloren, die über 10'000 Jahre hinweg von Bauernfamilien entwickelt worden ist.

Bäuerinnen und Bauern in vielen Ländern des Südens werden durch neue Gesetze, nach denen nur registrierte und zertifizierte Sorten in den Handel gebracht werden dürfen, daran gehindert, ihr einstiges Saatgut zu verwenden. Wollen sie ihr Saatgut teilen oder damit handeln, machen sie sich plötzlich strafbar.

«Union internationale pour la Protection des Obtentions Végétales» heisst das Internationale Abkommen, das Pflanzenzüchtungen mit Patenten und anderen Gesetzen schützt. Verhandelt wurde dieses Abkommen von wenigen Ländern Europas und Amerikas. Die UPOV drängt jedoch immer mehr Staaten im Süden dazu, strenge Sortenschutzgesetze umzusetzen.

Statt das Saatgut aus der eigenen Ernte aufzubewahren und wiederzuverwenden, zu tauschen oder damit zu handeln, müssen viele Kleinbauernfamilien von den Konzernen das teure Saatgut kaufen oder jährlich Lizenzgebühren zahlen. Viele verschulden sich und werden noch ärmer.

Es entsteht ein krasses Missverhältnis: Während 70% der Lebensmittel weltweit von kleinbäuerlichen Betrieben produziert werden, versuchen drei Grossbetriebe das Saatgut unter ihre Kontrolle zu bringen.

Auch die Schweiz, Sitz von Syngenta, ist nicht unbeteiligt. Aktuell steht sie in Verhandlungen mit Malaysia und will im Freihandelsabkommen einen entsprechenden Passus durchsetzen, der das traditionelle Saatgutssystem von malaysischen Bäuerinnen und Bauern bedroht. Brot für alle fordert vom

Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) dass dieser Passus gestrichen wird, denn er steht in klarem Widerspruch zum Artikel 19 der «Deklaration für die Rechte von Kleinbauern und -bäuerinnen und anderen Menschen, die in ländlichen Regionen arbeiten», einer Deklaration, die 2018 von den Vereinten Nationen verabschiedet und von der Schweiz unterzeichnet wurde.

Nicht nur Brot für alle, auch malaysische Bäuerinnen und Bauern und weitere Hilfswerke aus Lateinamerika, Afrika und Asien gelangen mit Briefen ans Seco. Und wir können es ihnen gleichtun.

Kehren wir zu unserer Geschichte aus dem Markusevangelium zurück. Die Frau aus Syrophönizien weiss und spürt es, dass Gottes Zuwendung keine Grenzen kennt. Und als sie Jesus keck entgegnet: «die Hunde unter dem Tisch fressen ja ohnehin von dem, was die Kinder fallen lassen», da entgegnet ihr Jesus anerkennend: «Um dieses Wortes willen geh, der Dämon ist aus deiner Tochter ausgefahren.»

Vielleicht ist diese Erzählung so etwas wie eine Menschheitsgeschichte en miniature – eine Geschichte, wie sie sich auch heute unter anderen Umständen, in einer anderen Welt zuträgt. Die einen sitzen am Tisch und dinieren, die anderen schnappen unter dem Tisch nach Krumen.

Und wenn es darum geht, alle am Tisch Platz nehmen zu lassen, dann heisst es eben schnell: «Es ist doch nicht recht, den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden hinzuwerfen.» Ein mit hohen Renditen wirtschaftender Schweizer Grosskonzern zählt mehr als Kleinbauernfamilien und ihre Selbständigkeit im Süden. Nicht den Kleinbauernfamilien wird etwas weggenommen, sondern den Grossfirmen: «Es ist nicht recht, den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden hinzuwerfen.»

An der Erzählung im Markusevangelium sticht noch etwas ins Auge: Die Frau bittet ja um die Heilung ihrer Tochter, ihres Kindes. Und Jesus sagt zu ihr, es sei nicht recht, den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden hinzuwerfen. Ich denke, es ist kein Zufall, dass er ein Bild nimmt, in dem Kinder die Privilegierten sind, privilegiert gegenüber Hunden unter dem Tisch.

Gleichzeitig weiss Jesus darum, dass auch die Frau ein Kind hat und ihn aufsucht, um um dessen Heilung zu bitten.

Jesus fordert mit dem Bild von den Kindern und Hunden unser Entsetzen also noch stärker heraus. Wie ungerecht ist es, die eigenen Kinder zu schützen und die anderen Hunde zu schimpfen und wegzustossen. Beides sind doch unschuldige Kinder.

Dass die einen Leben mehr wert sind als die andern, das kann nicht sein, und doch handeln Menschen immer wieder in diese Richtung. Nicht nur indirekt über ungerechte Handelsbeziehungen, auch ganz direkt. Ich denke an die rechtsradikalen Anschläge in Deutschland in den letzten Wochen und Monaten. Und wenn ich den Antisemitismusbericht 2019 lese, den der Schweizerische Israeltische Gemeindebund zusammen mit der Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus in der vergangenen Woche veröffentlicht hat, dann steht darin, dass es in der Schweiz zwar zu weniger gewalttätigen Übergriffen kommt als in europäischen Nachbarländern, doch auch unter uns finden sie statt.

38 Beschimpfungen wurden 2019 gemeldet, zum Glück keine Tötlichkeiten oder Sachbeschädigungen.

Z.B. wurde ein junger Mann mit Kippa an einer Zürcher Bushaltestelle von einem 30-jährigen Mann mit dem Wortlaut

beschimpft, Juden sollten hier besser keine Kippa mehr tragen. Mit ihnen würde kurzen Prozess gemacht.

Oder an ein Auto, auf dessen Armaturenbrett eine kleine Menora und eine Kippa lagen, wurde ein Hakenkreuz geschmiert.

Im Internet ist der Antisemitismus noch viel präsenter. Fast 500 Übergriffe wurden in der Deutschschweiz registriert, und die Dunkelziffer ist hoch.

Woher kommen sie, die Verschwörungstheorien und der Hass auf andere Religionen und Menschen aus anderen Kulturen?

Sie wurzeln wohl zu allertiefst in der Meinung, es sei unser *eigener* Verdienst, privilegiert zu sein. Es fällt den Menschen schwer anzuerkennen, dass vieles Geschenk ist und dass Gottes Zuwendung allen gilt und grenzenlos ist. Einfacher ist es, den Tisch für sich zu reservieren: «Es ist nicht recht, den Kindern das Brot wegzunehmen und es den Hunden hinzuwerfen.» Jesus zeigt, welche zerstörerische Wirkung ein solcher Spruch entfaltet und was im Handeln gegen diesen Spruch möglich wird.

Erinnern wir uns und andere daran, dass wir vieles umsonst empfangen haben. Und laden wir Menschen, die in Not sind, an unseren Tisch!

Amen

Pfrn. Esther Straub